

Wie Ungeheuer haben sie jedes Mal meine Träume zerstört

Vor zwei Jahren übernahmen die Taliban wieder die Macht in Afghanistan. Aus diesem Anlass treten die damals aus ihrer Heimat geflohene Schriftstellerin Masoma Kawsary und ihre deutsche Kollegin Heike Geißler in einen Briefwechsel ein: Verständigung über Unerträgliches.

Masoma Kawsary an Heike Geißler,
18. Juli 2023

Hallo, liebe Heike,

als ich in unseren Briefwechsel eingewilligt habe, hatte ich keine Vorstellung davon, welch schwierige Aufgabe es ist, den ersten Brief zu schreiben. Einen Brief zu schreiben fällt mir eigentlich nicht schwer, denn ich habe schon immer Briefe geschrieben an Leute, die ich kenne, aus einem bestimmten Anlass. Dieses Mal muss ich jedoch einen anderen Brief schreiben. Adressiert an eine Person, die ich nicht kenne und die ich noch nie aus der Nähe gesehen habe. Abgesehen von Deiner Stimme, die ich für ein paar Minuten gehört habe, als das Literaturportal „Weiter Schreiben“ uns per Audiocall vorstellte, habe ich keine Vorstellung von Dir. Und selbst in diesen paar Minuten habe ich nicht verstanden, was Du gesagt hast. Als ich jedoch verstanden habe, dass Du Deutsche bist, nahm ich an, dass Du wohl so ähnlich wie die ehemalige Bundeskanzlerin Angela Merkel sein müsstest: das freundliche Gesicht einer hart arbeitenden Frau, die in den Augen von Asylsuchenden ein Sinnbild der Menschlichkeit ist und vielleicht allen Frauen ähnelt, die in der freien Welt leben, studieren, politisch aktiv sind, ehrgeizige Ziele verfolgen und diese oft auch erreichen. Frauen, die die Möglichkeit haben, sich zu verlieben, und wenn sie mit Untreue konfrontiert sind, diese nicht ertragen müssen. Ohne dass sie Angst vor Einsamkeit oder Obdachlosigkeit haben müssten, treffen sie Entscheidungen für ihr Leben, stehen wieder auf und beginnen von vorn.

Du hast mich auch noch nicht gesehen. Als Du erfahren hast, dass ich Afghanin bin, hast Du vielleicht auch eine Vorstellung von mir entwickelt, die einzig auf den Bildern basiert, die Du von afghanischen Frauen in den Medien gesehen hast. Vielleicht hast Du Dir mich unter einem blauen Tschador am Straßenrand sitzend und auf Hilfe hoffend vorgestellt oder auf der Flucht auf einer Schmuggleroute oder als Tote auf dem Meeresgrund oder manchmal auch mit müdem und enttäuschem Gesichtsausdruck im Sonnenuntergang eines entlegenen Lagers, das zufällig von einem Fotografen aufgenommen und dadurch berühmt wurde. Oder ich erinnere Dich an Meldungen über Steinigungen oder andere Berichte über Frauen, die jeden Tag unter irgendeinem Vorwand getötet werden.

Kurz gesagt, ich bin alle Bilder, die sich Dir möglicherweise eingepägt haben.

Doch wie auch immer die Bilder aussehen: Ich bin aus der Mitte jener Frauen hervorgegangen. Ich bin eine der wenigen Frauen, die es geschafft haben, sich aus dem Strudel herauszuziehen. Ja, ich habe mich herausgezogen. Wie Wasser, dem kein Stein den Weg versperren kann, habe ich mich durch nichts aufhalten lassen.

Liebe Heike, in meinem ersten Brief an Dich wollte ich über Schönheit schreiben und unsere Bekanntschaft mit schönen Worten einleiten. Aber ehrlich gesagt, ist in den Erinnerungen meiner neunundvierzig Lebensjahre keine einzige schöne Szene enthalten, von der ich Dir heute erzählen könnte. Ich habe in einer Hemisphäre gelebt, die, obwohl die Sonne hell darauf scheint, immerzu dunkel ist. An einem Ort, in dessen freundlicher Natur ein Menschenschlag lebt, von dem ich nicht weiß, was ihn zähmen könnte und ihn lehren, zumindest vernünftig zu denken. Mein Volk glaubt, dass der Mensch aus Staub erschaffen wurde. Ich weiß nicht, an welcher wertvollen Substanz es den Bewohnern dieses Landes, dessen Boden voller wertvoller Substanzen ist, mangelt oder fehlt. Vielleicht gibt es auch einen Überschuss an einer Substanz in ihnen, die sie so irrational und tyrannisch sein lässt – sogar jenen gegenüber, aus deren Schößen sie geboren wurden und von denen sie Laufen und Sprechen gelernt haben.

Liebe Heike, meine Welt ist Jahrhunderte von Deiner Welt entfernt, und ich bin mir sicher, dass ich niemals eine Ebene erreichen werde, auf der ich ein gemeinsames Thema für unseren Briefwechsel finden könnte. Schließlich lebst Du in einem Land, das sich mit der Entdeckung und Erforschung von Elementarteilchen beschäftigt und über die Besiedlung des Weltraums nachdenkt. Ich jedoch lebe an einem Ort, an dem die einzige Sorge der Männer meine Existenz und meine Anwesenheit ist; an dem Männer ausschließlich damit befasst sind, wie sie Frauen möglichst zu Hause einsperren können. Ganz so, als gäbe es in diesem Land kein wichtigeres Problem als die Existenz von Frauen. Während die Männer Deines Landes damit beschäftigt sind, neue Medikamente zur Heilung von Krankheiten zu entwickeln, sind die Männer meines Landes

damit beschäftigt, Frauen so umfassend wie möglich zu verhüllen, weil sie sogar das Geräusch ihrer Füße als sexuell stimulierend erachten.

Ich lese jeden Tag über die Fortschritte Deines Landes. Du jedoch liest jeden Tag von den Rückschritten meines Landes zu abergläubischen Praktiken vorislamischer Zeiten, als Mädchen (in arabischen Ländern) nach der Geburt lebendig begraben wurden. Du liest, dass Frauen nicht mehr studieren dürfen und dass ihnen das Recht auf Arbeit verwehrt wird. Du liest, dass eine Frau nur noch in Begleitung ihres Vaters, ihres Bruders, ihres Ehemannes oder ihres Sohnes aus dem Haus gehen darf, selbst wenn es um Leben oder Tod geht. Sie sind wie Gefängniswärter, die den legalen Namen des „Mahram“ angenommen haben und die sogar in den eigenen vier Wänden wie ein vieräugiger Schatten über sie wachen. Ich aber lese, dass die Männer Deines Landes darüber nachdenken, in den Welt- raum zu fliegen und die Zeit zu beschleunigen. Sie denken darüber nach, wie man den Tod der Menschen aufhalten kann, und sogar darüber, Roboter in sämtlichen Lebensbereichen einzusetzen. Du aber liest jeden Tag, dass die Männer meines Landes eine neue Entscheidung getroffen haben, wie sie mich aus dem Sichtfeld schaffen können. Angesichts dessen bin ich sicher, dass Du mir nachsehen wirst, wenn ich nicht von schönen Dingen schreiben und kein gemeinsames Thema für diesen Brief finden kann.

In jedem Moment und bis in die tiefsten Schichten meiner Existenz habe ich Unwissenheit und Vorurteile erlebt, dennoch bin ich nie verzweifelt. Jedes Mal, wenn die Blindheit verflogen war, richtete ich mich auf und versuchte, auf die Zukunft zu hoffen, aber erneut versperrte dieses kranke Denken meinen Weg und schloss mich in den vier Wänden ein, die ich einst für mein Zuhause gehalten habe und in denen ich zu leben versuchte. Wie Ungeheuer haben sie jedes Mal meine Träume zerstört, trunken auf deren Ruinen getanzt und sich selbst eine Ehrenmedaille überreicht.

Während ich Dir diesen Brief schreibe, gibt es keinen Moment, in dem mich die quälenden Bilder dieser Szenen loslassen, obwohl ich inzwischen meilenweit von ihnen und diesem Ort entfernt bin. Wie könnte ich das alles vergessen, während meine Freundinnen und Bekannten sowie andere unterdrückte und schutzlose Frauen immer noch in ihren Fängen sind und ich nichts anderes tun kann, als mir Sorgen zu machen?

Ich kann keinem ausländischen Politiker sagen, dass er seine nationalen Interessen zugunsten des afghanischen Volkes zurückstellen und nicht zulassen soll, dass eine Gruppe Tyrannen die Träume einer Nation zerstört. Nun, ich weiß, es gibt niemanden auf der Welt, der nichts über Afghanistan weiß, aber wie soll ich es sagen? Wenn Ihr an uns vorbeigeht, schaut bitte nicht weg!

Liebe Heike, vielleicht sind die Dinge, die ich Dir geschrieben habe, langweilig, oder meine Erinnerungen bereiten Dir Unbehagen. Aber das ist die Welt einer Frau aus einem von Kriegen geplagten Land. Einer Person, die nie gesehen hat, welche Farben das Leben hätte, wenn Männer und Frauen gleichgestellt wären, die nie den Geschmack der Liebe gekostet hat und die nicht weiß, wie es sich anfühlt, überhaupt nur an ihr Potential zu glauben.

Liebe Heike, vielleicht ist es besser, Deine Zeit nicht länger zu beanspruchen. Ich hoffe, mit diesem Brief einen Weg gefunden zu haben, wie wir das Gespräch fortsetzen können. Einen Weg, der beweisen könnte, dass wir trotz aller Unterschiede doch Gemeinsamkeiten haben können.

Mit vielen Grüßen

Masoma

Aus dem Persischen von Bianca Gackstatter.

Masoma Kawsary, geboren 1974 in Afghanistan, hat dort Ingenieurwissenschaften studiert und musste nach der Machtübernahme der Taliban nach Stockholm fliehen. Sie ist Teil des Untold-Narratives-Netzwerks.

Heike Geißler an Masoma Kawsary,
Leipzig, 9. August 2023

Liebe Masoma Kawsary, liebe Masoma,

ich wundere mich, wie vertraut ich mich Dir bei aller faktischen Unbekanntheit fühle. Aber allein diese Handlung, mich an den Schreibtisch zu setzen und Dir zu schreiben, meinen Brief auf Deinen folgen zu lassen, ist eine Handlung der Nähe, ist eine Annäherung, die schon deshalb nicht bei null beginnt, weil wir beide demselben Vorschlag zugestimmt haben: einen kleinen Briefwechsel miteinander zu haben.

Dein Brief hat mich sehr berührt, mehr als ich anfangs zulassen wollte. Ich habe mich beim ersten Lesen reflexhaft gut geschützt, habe mich abgeschirmt vor Deinen Worten; verzeih, das war ein Automatismus. Jetzt aber habe ich Deinen Brief erneut gelesen. Ich habe mich Deinen Worten geöffnet, den Umständen, die Du beschreibst, die ich in ihrer Komplexität wohl allesamt nicht kenne. Weißt Du,

ich finde keine Worte dafür, dass Deine 49 Lebensjahre keine einzige schöne Szene enthalten, von der Du mir erzählen könntest. Ich denke (und fürchte), das ist es, was ich mir veranschaulichen und was ich verstehen muss, um Dich besser zu kennen. Es ist auf jeden Fall ein Satz, den ich mit mir nehme, den ich nicht vergessen werde. Gewissermaßen liegt er auf meinem Tisch, und ich betrachte ihn von allen Seiten, versuche zu ermessen, was genau er ist, was er bedeutet. Der Satz ist gewaltig. Wäre Dein Satz ein Objekt, brähe mein Tisch unter ihm zusammen. Danach brähe unter meinem Tisch der Boden, woraufhin ich mit Satz und Tisch zu den Nachbarn unter mir durchbrähe und immer so weiter. Ja, immer so weiter. Bricht nicht eigentlich die Welt unter einem solchen Satz zusammen? (Sie tut es, aber wir alle geben uns Mühe, diesen Umstand zu verschleiern.)

Du schreibst: Wenn Ihr an uns vorbeigeht, schaut bitte nicht weg.

Ich will Dir über das Hinsehen und bedauerlicherweise wohl eher über das Wegsehen schreiben, aber lass mich zuerst kurz erzählen, wie Dein Brief mich auch zum Lachen brachte: Du erwähnst Angela Merkel, und ich weiß nicht genau, wie es passierte – vielleicht liegt es an meiner wilden Phantasie oder an der Uhrzeit (es ist tief in der Nacht) –, ich sah mich vorhin, als ich diesen Brief begann, plötzlich als Angela Merkel an meinem Schreibtisch sitzen, auf die leere Seite eines neuen Dokuments schauen. Ihr Kopf auf meinem Körper. Ich schob die Vorstellung beiseite, die mich zugleich irritierte und amüsierte. Ich habe vermutlich nicht so viel mit ihr gemein. Ich bin beispielsweise nicht sachlich oder diplomatisch. Ich war und bin keine Freundin ihrer Partei. Du schreibst, sie stelle in den Augen von Asylsuchenden die Menschlichkeit dar, und ja, ich verstehe, was Du meinst, aber ich will nicht ausblenden, dass ich auch um die weniger schöne Bilder erzeugende Migrationspolitik, die sie als Bundeskanzlerin verantwortete, weiß, um die präzisen Bestrebungen, Migrationsbewegungen zu regulieren, um die Verträge, die geschlossen wurden, um die vor Kriegen, Terror, Verfolgung, Naturkatastrophen, Armut und aus vielen anderen Gründen fliehenden Menschen unter Kontrolle zu bringen. Und das heißt eben vor allem: Menschen, die nicht vorwiegend weiß und eher mit der christlichen als mit anderen Glaubensrichtungen vertraut sind, von Europa fernzuhalten. Eine solche Politik ist destruktiv, ist tödlich.

Ich habe Deinen Brief natürlich genau gelesen und verstehe, dass du Angela Merkel auch und vielleicht vor allem deshalb erwähnst, weil ihr Leben und ihre Karriere etwas darüber aussagen, was Frauen möglich ist, was Frauen möglich sein sollte. Was allen Frauen möglich sein sollte.

Liebe Masoma, Dein Brief ist mir wichtig. Beim Lesen Deiner Zeilen sehe ich Dich in einem hell eingerichteten schwedischen Haus. Ich sehe Dich unkonkret-konkret an einem Tisch aus Birkenholz sitzen, die Wände sind weiß gestrichen, durch das Fenster dringt gleißendes Licht. Diese Vorstellung beruht wohl allein auf dem Umstand, dass ich gelesen habe, dass Du jetzt in Stockholm lebst, und darauf, dass ich noch nie in Schweden war. (Und darauf, dass ich Deinen Namen bis gerade eben, da ich meine Zeilen zur

Korrektur lese, nicht gegoogelt habe, also kein Foto von Dir kannte.)

Die gängigen Bilder und Vorstellungen von Afghanistan, von afghanischen Frauen, die Du in Deinem Brief nennst, bringe ich jedenfalls nicht mit Dir in Verbindung. Sie zu lesen aber ist eine Kur, eine energische und zwangsläufig brutale Kur, bringt sie mich doch dazu, zu bemerken, dass ich wegesehen und ignoriert habe. Ich habe vor zwei Jahren (und nicht zum ersten Mal) aufgehört, in die Welt zu schauen, habe mich verschlossen, abgedichtet gegen Eindrücke. Ich habe mich wie Europa verhalten, das sich zur Festung macht. Anders als die EU, habe ich nicht nationalistische, politisch-konservative, rassistische, glaubensbasierte Gründe für die Abschottung. Ich habe weggeschaut, weil ich nicht mehr hinschauen konnte.

Es ist mir in Anbetracht Deines Briefes peinlich, das zu schreiben, aber es war so: Das Hinsehen war zu schmerzhaft. Es tat zu weh, die Bilder aus Afghanistan zu sehen.

Jener eine Moment von vielen Momenten vor zwei Jahren, der mich jetzt noch zum Weinen bringt, den ich nicht verkraften konnte und irgendwie auch nicht und nie verkraften können will, an den ich mich auch nicht als historischen Umstand erinnern will, den ich stattdessen ignorieren und vor allem ungeschehen machen will: als die Studentinnen die Universitäten verlassen mussten.

Ich sah die Bilder in den Nachrichten. Ich sah die Studentinnen aus den Hörsälen gehen, sah sie in Solidarität von Studenten gerahmt. Mehr wollte ich nicht sehen.

Ich habe, das muss ich also gestehen, den Blick von Deinem Land abgewendet (und dann sogleich den Blick von allen schrecklichen Umständen abgewendet). Ich habe aufgehört hinzuschauen. Dabei glaube ich zutiefst daran, dass man hinschauen muss, dass man sich nicht verschließen darf, vor niemandes Leid, Strudel, Abgrund und Qual. Ich glaube, dass wir uns das alle miteinander schuldig sind. Das Hinsehen ist die Voraussetzung für Solidarität und Liebe. Sich nicht zu verschließen ist unbedingt notwendig. Das schreibe ich weniger Dir als mir. Du weißt das sowieso.

Während ich Dir schreibe, ist es spät geworden. Als ich begann, als ich noch mit dem Gesicht der ehemaligen deutschen Bundeskanzlerin an meinem Rechner saß, spielte in meiner Nachbarschaft jemand „Over the Rainbow“ auf dem Saxophon. Diese Person spielt das jeden Sommer. Ich mochte dieses Lied noch nie sonderlich, aber ich mag, dass jemand etwas jeden Sommer tut, etwas, das kein Interesse an Zerstörung hat. Das ist nicht selbstverständlich.

Und weißt Du, während des Lesens Deines Briefes kam es mir so vor, als wären meine schlechten Erfahrungen, und ich meine jetzt nur jene Erfahrungen, die ich allein deshalb machen musste, weil ich eine Frau bin, vergleichsweise gar nicht so schlimm. Aber in diese Falle will ich nicht gehen. Dies ist ein Briefwechsel in Zeiten, in denen alles zeitgleich möglich und zugegen ist: Fortschrittlichkeit, Forschung und Unterdrückung, weibliche CEOs, männliche Hybris und verzweifelte Degradierungswut, Wertschätzung und Missbrauch, Achtsamkeit und Krieg. Wir sind einander schreibende Frauen. Sosehr ich mir wünsche, unser Geschlecht würde keinerlei Rolle spielen und schon gar keinen Nachteil bedeuten, kann ich nicht ignorieren, dass wir beide, wie viele (wie vielleicht nahezu alle) Frauen der Welt, andere Erfahrungen gemacht haben. Konkurrirten wir um Heftigkeit und Wirkung der Erfahrungen, würde ich Dir unterliegen. Aber wir konkurrieren nicht. Unsere Erfahrungen sind unterschiedliche Teile einer schrecklichen Summe.

Ich habe so viele Fragen an Dich, liebe Masoma. Dein Brief ist vielleicht wie eine Webseite, die ich zögerlich und voller Skrupel betrachte. Sie ist reichhaltig, ergreift, beteiligt und fordert mich. Jeder Satz verweist auf mehr, verweist auf eine mir unvertraute und letztendlich nicht vorstellbare Welt. Jeder Satz ist ein aktives Terrain. Jeder Satz ist ein Link zu einem weiteren Text, einem weiteren Kapitel, einem weiteren Brief. Ich habe Angst vor Deinen Erfahrungen. Aber alles will ich wissen.

Sag mir, liebe Masoma, wenn Du magst: Wie warst Du Wasser, dem kein Stein den Weg versperren kann? Wie konntest du das werden, wie konntest du das sein?

Ich danke Dir (und warte auf Post).

Heike

Heike Geißler, geboren 1977 in Riesa, lebt in Leipzig. 2022 erschien ihr Roman „Die Woche“ (Suhrkamp).

Der Briefwechsel beider Autorinnen, der mit diesen beiden Schreiben eröffnet wird, ist Teil des Programms „Untold Narratives – Weiter Schreiben. Briefwechsel mit afghanischen Autorinnen“. Die Fortsetzung wird auf deren Website <https://weitere schreiben.jetzt/> erscheinen.



Masoma Kawsary

Foto privat



Heike Geißler

Foto Picture Alliance